

(Nachdruck verboten.)

161

## Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Vom Elend hierhergetrieben war Don Joaquin mit seiner diaten, faulen Ehehälfte an diesem Orte gescheitert, wie er an jedem anderen auch hätte scheitern können. Er half dem Dorfschreiber, wenn es Extraarbeiten gab, und bereitete aus nur ihm bekannten Pflanzen gewisse Tränke, die in den Bachthöfen Wunder wirkten. Darum gab auch alle Welt gern zu, daß der Mann viel verstand; und unbesorgt, man könne Einspruch erheben, weil er nicht das geringste Diplom besaß, oder ihm eine Schule entziehen, die ihm nicht einmal Brot einbrachte, versuchte er mit Stockschlägen seinen Schülern das Buchstabieren und etwas Lebensart beizubringen. Sie waren nämlich alle, ohne Ausnahme, kleine Spitzbuben von fünf bis zehn Jahren, die an den freien Tagen mit Steinen nach den Vögeln warfen, Obst stahlen und auf allen Wegen der Huerta Jagd auf die Hunde machten.

Aus welchem Lande stammte der Schulmeister? Jede Nachbarin wußte das: Weit, weit her, aus dem tiefsten Grunde der Churreria, und vergeblich hätte man andere Erklärungen verlangt: denn für die geographische Wissenschaft der Huerta stammt alles, was nicht valencianisch spricht, aus der Churreria.

Nicht ohne Mühe konnte Don Joaquin sich bei seinen Schülern verständlich machen. Es waren welche darunter, die nach zweimonatlichem Schulbesuch die Augen weit aufrißen und sich den Kopf kratzten, ohne zu begreifen, was ihnen der Lehrer mit den großen Worten sagte, die sie in ihren Hüften nie gehört hatten. Es war das eine wahre Qual für diesen Schönredner, der nach der Behauptung seiner Gattin den höchsten Ruhm seiner Lehrmethode in der Höflichkeit, in der Eleganz der Manieren und in der Reinheit der Sprache suchte. Jedes Wort, das seine Schüler falsch aussprachen — und es gab auch nicht ein einziges, das sie richtig aussprachen — entriß ihm ein Wutgeschrei, und enttäuscht erhob er die Arme gen Himmel, so daß er fast die rauchige Decke seiner Baracke berührte.

„Diese niedrige Hütte,“ sagte er zu den dreißig „Strolchen“, die sich auf den engen Bänken drängten und zappelten und ihn mit einem Gefühl anhörten, bei dem sich die Rangeweile und die Angst vor dem Rohrstoß das Gegengewicht hielten, „diese niedrige Hütte müßt Ihr als den Tempel der Bornehmheit und der guten Erziehung betrachten. Was sage ich, als den Tempel? Er ist die Fadel, die in dieser Huerta leuchtet und die Schatten der Barbarei vernichtet. Was wäret Ihr ohne mich? Tiere, und verzeiht mir das Wort, genau dasselbe, was Eure Herren Väter sind, womit ich sie nicht etwa beleidigen will. Doch mit Gottes Hilfe werdet Ihr diese Stätte als vollkommene Menschen verlassen, die sich überall bewegen können, weil sie das Glück gehabt haben, einem Lehrer, wie ich es bin, zu begegnen. Ist das nicht wahr?“

Und die Jungen antworteten mit so wütendem Micken, daß die Köpfe manchmal zusammenstießen, und seine Frau Josefa selbst hörte, von dem, was er über den Tempel und die Fadel sagte, tief bewegt, zu striden auf, lehnte sich in ihren kleinen Strohfessel zurück und betrachtete ihren Mann mit bewundernden Blicken.

Er war stolz auf die Deutseligkeit und Höflichkeit, mit der er seine Schüler behandelte. Diese ganze, von Ungeziefer wimmelnde Knabenschar mit den nackten Füßen und den flatternden Hemdzipfeln wurde von ihm mit ausgefuchter Höflichkeit behandelt.

„Nun, Herr de Mopis, erheben Sie sich.“

Und Herr de Mopis, ein Lungenichts von sieben Jahren, mit einem bis zur Kniehöhe hochgekrempten und nur von einem einzigen Hosenträger festgehaltenen Weinkleid, stürzte von seiner Bank und pflanzte sich vor dem Lehrer auf, nicht ohne mit ängstlichen Blicken den Rohrstoß zu betrachten.

„Vor einer Weile sah ich, wie Sie die Finger in die Nase steckten, das ist ein häßlicher Fehler, Herr de Mopis, glauben

Sie Ihrem Lehrer. Für diesmal mag es noch so dahingehen, denn Sie sind begabt, Sie können das Einmaleins von einem Ende bis zum anderen hersagen, doch die Wissenschaft ist nichts, wenn die Lebensart fehlt, vergessen Sie das nicht, Herr de Mopis.“

Und die Schmutznase war ganz dieser Meinung. Sie war ganz zufrieden, daß sie mit einer Ermahnung ohne Schläge davontam, als ihn ein großer zerlumpter Bursche, der neben ihm auf derselben Bank saß und jedenfalls einen alten Groß gegen seinen Kameraden hegte, in türkischer Weise ins Fleisch kniff, als er ihn wehrlos dastehen sah.

„Au, au! Herr Lehrer!“ rief der andere, „Pferdeschnauze kneift mich!“

Nun geriet Don Joaquin in die heftigste Wut. Mehr als alles andere ärgerte ihn die Manie dieser Kinder, sich gegenseitig bei den Spitznamen ihrer Väter zu nennen und sogar neue zu erfinden.

„Wer ist die Pferdeschnauze? Herr de Peres, wollen Sie vermutlich sagen. Was ist das für eine Ausdrucksweise. Großer Gott! Man möchte glauben, wir wären in einer Schenke. Da schindet man sich ab, um diese Idioten zu unterrichten! Das reine Vieh!“

Und den Rohrstoß schwingend, begann er dumpfe Schläge zu verteilen, dem einen, weil er gekniffen, dem anderen, weil er sich schlecht ausgedrückt hatte. Und die aufs Geratewohl herumfliegenden Schläge fielen, wo sie konnten, so daß die anderen Schüler sich auf den Bänken zusammendrängten und ihre Köpfe hinter der Schulter ihres Nachbarn schützten.

Hatten derartige Zwischenfälle ihr Ende erreicht, so begann der Unterrichts von neuem, und der Baumborhang zitterte vor Langeweile, während dieses eintönige Summen sich in dem Laubwerk festzunisten schien.

Zuweilen hörte man ein melancholisches Glockenläuten, und die ganze Klasse zitterte dann vor Vergnügen. Das war der Vater Lomba, der mit seiner Herde erschien, und jeder wußte, wenn der Alte hier vorbeikam, so hatte man für zwei geschlagene Stunden Ruhe.

Der Vater Lomba schätzte Don Joaquin eine große Sympathie ein. Der Alte war viel gewandert, er besaß die Lebenswürdigkeit, mit dem Lehrer nur kastilianisch zu sprechen; er verstand sich auf die Heilkräuter; trotz all seines Wissens entriß er der Schule auch nicht einen einzigen der Schüler, und schließlich war er die einzige Person aus der ganzen Huerta, die unstande war, mit ihm „eine Konversation“ zu führen.

Der Besuch erfolgte stets in derselben Weise. Erst kamen die Schafe bis zur Tür der Schule, streckten den Kopf vor, schnupperten neugierig und zogen sich dann, gewissermaßen mit verächtlichem Widerwillen, zurück; sie waren jedenfalls überzeugt, es gebe hier keine andere Nahrung als geistige, eine Nahrung von recht mittelmäßiger Qualität. Dann erschien Vater Lomba, der sicher über dieses bekannte Terrain wanderte, dabei aber doch seinen Stock vorstreckte, die einzige Unterstützung, die er seinen fast toten Augen zuteil werden ließ.

Der Besucher setzte sich auf die Ziegelbank neben der Tür, und die Unterhaltung entspann sich zwischen dem Schäfer und dem Lehrer, während Donna Josefa sie stumm bewunderte, und die größeren unter den Schülern nach und nach näher kamen und einen Kreis um die Sprechenden schlossen.

Vater Lomba, der so geschwätzig war, daß er unaufhörlich zu seinen Schafen sprach, wenn er sie über die Fußpfade führte, drückte sich zuerst langsam aus, wie ein Mensch, der sich fürchtet, seinen gewöhnlichen Fehler zu verraten; aber bald riß ihn der Wortschwall des Lehrers mit, und er stürzte sich nun in das unendliche Meer seiner ewigen Erzählungen. Sie jammerten nun zusammen über die flüchtige Manier, mit der alles in Spanien gehandhabt wurde, wenigstens nach den Erzählungen der Bauern der Huerta, die aus Valencia kamen; sie schimpften auf die schlechte Regierung, die an der schlechten Ernte schuld war, und schließlich wiederholte der Alte jedesmal:

„Zu meiner Zeit, Don Joaquin, zu meiner Zeit war es anders. Ihr habt diese Zeit nicht gekannt; aber auch die Curige war noch besser, als die von heute, jetzt wird es immer schlimmer. Was werden diese Kinder erleben, wenn sie erst Männer sind!“

Man wußte, daß das der Anfang seiner Geschichte war. „Wenn Sie uns gesehen hätten! Die Männer von damals waren echte Spanier. Aber jetzt gibt es tapferere Männer nur bei Copa . . . Ich zählte achtzehn Jahre, da hatte ich einen Helm mit einem kupfernen Adler, den ich einem Toten weggenommen hatte, und ein Gewehr, das größer war als ich selbst. Man rühmt heute den General So und So. Müge, nichts als Mügel. Den Vater Revot hätten Sie sehen sollen! Wenn Sie den auf seinem kleinen Pferd, mit seinem hochgesteckten Rock, mit seinem Säbel und seinen Pistolen gesehen hätten! Und wie wir liefen, bald hierhin, bald nach der Provinz Alicante, dann nach der Umgegend von Albacete. Der Feind war uns beständig auf den Fersen, aber wenn wir einen Franzosen faßten, so zerrieben wir ihn zu Staub. Mir ist es, als höre ich sie jetzt noch flehen: „Muisu, perdón!“ Ich aber, ich gab ihnen gleich einen schönen Bajonettstoß!“

Und der runzlige Alte richtete sich lebhaft auf, seine fast toten Augen warfen schwache Flammen, und er bewegte seinen Stoch, als wollte er die Feinde jetzt noch aufspießen.

Dann kamen die guten Ratschläge; und in dem alten Manne mit dem schwächlichen Aussehen zeigte sich der wilde Bursche mit dem unerbittlichen Herzen, wie ihn nur ein mitleidloser Krieg herbordzubringen vermag. Man sah seine graufamen Instinkte wieder auftauchen, die, in der Blüte der Jugend gleichsam versteinert und seit jener Zeit unerschütterlich geblieben waren. Er wandte sich in valencianischem Dialekt an die Schüler und spendete ihnen aufs freigebigste die Früchte seiner Erfahrung . . . Man konnte ihm glauben, er hatte viel gesehen . . . im Leben muß man geduldig die Stunde der Rache abwarten, den Anäuel abwickeln, und wenn man auf den Kern gekommen ist, kräftig zu Werke gehen. Während er diese unmenslichen Ratschläge gab, blinzte er mit den Augen, die in ihren leeren Höhlen glanzlosen und fast erloschenen Sternen ähnlich sahen. Mit der Piffigkeit eines verschlagenen Greises enthüllte er die ganze Vergangenheit von Kämpfen, Hinterhalten, Schlichen und er zeigte die größte Verachtung für das Leben seiner Mitmenschen.

Der Lehrer, in der Furcht, daß diese Reden der Moral seiner Schüler schaden könnten, gab der Unterhaltung eine andere Wendung und sprach von Frankreich, der schönsten Erinnerung des Vaters Tomba.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Elend der Neufundlandfischer.

Ich habe im vergangenen Jahre von der französischen Küste aus Lage und Leben der normannischen Neufundlandfischer zu schildern versucht. Und im vergangenen Winter, bei ihrem „Bardon“-Fest, das ein Freudenfest der Heimkehr und ein Trauerfest des nahen Abschieds zugleich ist, habe ich mit den alten — und jungen — Seeräden über ihre Hoffnungen für ihre neue „Kampagne“ gesprochen. Jahrelang waren Entbehrungen und Mühen, Bagemut und Geschicklichkeit, Fleiß und harte Ausdauer vergeblich für sie gewesen. Das Fischerglück blieb ihnen aus. Der „wunderbare Fischfang“, la pêche miraculeuse, den sie so notwendig hatten, er kam nicht. Mit geringer Beute, mit leeren Taschen, kamen sie immer wieder heim — ein Sommer war verlebt im Dorf und hatte Schulden hinterlassen, ein Winter sollte verlebt werden, und das Brett war leer, das hohe Brett, auf dem sein Vorrat sich sammeln muß, auf das der Verdienst gelegt wird, davon die Familie zehren kann. Im Sommer war ein Mund und Magen weniger gewesen — der Mann; im Winter jetzt war ers nicht nur mehr, er bedurfte auch besonderer Stärkung, denn er hatte nicht nur hart gearbeitet, sondern monatelang von einer eintönigen Kost gelebt: Schiffszwiebel, Fisch und, wenn der Kapitän gut eingeteilt hatte, auch noch von Kartoffeln. Aber meist waren die früher ausgegangen. Und dazu waren Kleider und Stiefel, Hemd und Strümpfe vollständig aufgebraucht. Und — nicht selten war noch ein Kleines angekommen. Das machte den Winter dreifach hart, den strengen Winter am Aermelmeer, der die scharfen Winde schickt und die groben Stürme, die alles in den Fischerhäuschen ausfegen, von der Kellerstube, die im Erdbeschoß ist, bis zum Dach, unter dem die Deckmängel baumeln, und das dürre Reisig aufgestapelt ist, das im Sommer gesucht worden. Und auch diese Erleichterung hatte der Sommer gebracht, daß die Fremden gekommen waren, und durch Vermieten und Waschen etwas zu verdienen gewesen war. So gingen alle Hoffnungen auf den nächsten Fang. Es könne ja nicht mehr länger anhalten mit den Mißerfolgen. Zu lange Jahre hätten sie gedauert. Und ein paar wußten Anzeichen, daß es anders werden würde. Es hatte sich an manchen Stellen der Küster mehr gezeigt. Einige sagten, die Strömung auf der „Bank“ habe zu wechseln angefangen. Wenn sich der Wechsel fortsetze, dann sei es auch leichter,

die Schalliere zu fangen, die für den Schellfischfang unerlässlich sind. Ein paar Alte zogen Vergleiche mit früheren Jahren. Damals und damals seien auch solche Perioden gewesen. In einem Jahre seien die Boote geradezu leer heimgekehrt. Dann sei aber um so reichere Segen gekommen. Und keiner, der ohne Hoffnung war aufs nächste Mal.

Nun kommt mir ein Gruß aus der Normandie ins Haus geflogen. Der Fang war noch schlechter, als im schlechten vergangenen Jahre. Es ist schlimm. Es ist „la pleine misère“, das völlige Elend. Und aus der „Humanité“ ersehe ich, daß die Armateure auch noch ein Attentat auf die armen Fischer verübt haben. Seither hatten diese doch eine sichere Einnahme von etwa 500 Franc gehabt. Diesen festen Satz, den ein guter Fang durch ein „bénéfice“ noch erhöhte, haben die reichen Herren gestrichen. Die Einnahme der Fischer ist nur von ihrem Fang, von ihrem Glück, von ihrer Geschicklichkeit abhängig gemacht. Der „denier à Dieu“ existiert nicht mehr, der ganze Lohn ist „gratification“. Nur zu einem Vorschuß und seiner Kompletierung will sich der Armateur noch verstehen. Und zwar so: das erste Tausend Fische, das jeder fängt, trägt gar nichts ein. Es hat an der Gratifikation nicht teil. Was über dieses erste Tausend hinaus gefangen wird, das ist in 14 Gratifikationsserien geteilt, deren jede 250 Stück Fische zählt. Sie tragen folgendermaßen an Verdienst ein: die erste Serie 5 Centimes pro Morue. Jede folgende Serie bringt einen Centime mehr pro Fisch. Die „Humanité“ macht folgende beispielweise Berechnung auf einen guten Fang: Ein Fischer fängt, sagen wir, 3500 Fische mehr als das erste Tausend, Er erhält für das erste Tausend — also eigentlich das zweite Tausend seines Fanges — 65 Franc, für das folgende 100 Franc, für das dritte Hebertausend 145 Franc und für die letzten 500 noch 87 Franc 50 Centimes, im ganzen also eine Gratifikation von 392 Franc und 50 Centimes.

Zu diesem spitzfindigen System der Gratifikation haben die reichen Herren Armateure noch die folgenden Bedingungen aus dem früheren Engagementsmodus gefügt, die die Fischer irreführen sollen in einem anscheinenden Entgegenkommen, in denen aber mit der linken Hand genommen ist, was die Rechte geboten: Am Tag des Engagements erhält der Engagierte einen Vorschuß von 100 Franc. Ich bemerke, daß ohne jeden Vorschuß die Ausrüstung der Flotte unmöglich wäre, wenn man den Fischern nicht zunutzen wollte, in Lumpen oder nadend ins weite Meer hinaus zu fahren. Denn die Planelländler müssen mit dem seitherigen, höheren Vorschuß so wie so schon von Jahr auf Jahr borgen, sie würden sich ohne Vorschuß bedanken. Jeder Mann muß sich vom Hemd bis zum Südwieser geradezu jedes Jahr neu equipieren. Das kostet mindestens 150 Franc allein. Ein paar Stiefel kostet schon 85 Franc. Man kann sich danach auch die Profite denken, die von den betreffenden Kaufleuten durch den Kreditausschlag gemacht werden, und man wird begreifen, wie sie die ganze Bevölkerung in der Hand haben, so daß mir eine Fischersfrau im vergangenen Jahre sagte: Ce sont les rois du pays. Das sind die Könige der Küste. Also notgedrungen muß der Armateur Vorschuß geben. Er knüpft die Bedingung daran: im Falle das nicht verdient werden sollte, — dies arme Draufgeld von 100 Franc — so wird an dem Verdienst ein Abzug von 50 Franc gemacht, so daß unter Umständen nur eine Einnahme von 150 Franc übrig bleibt, denn der Armateur will 200 Franc Verdienst als Höchstes — also außer der Gratifikation — bewilligen, — zahlbar aber erst am „Tage der Revue“ — d. h. also wenn alles eingebracht ist. Ob die Familie den Sommer über verhungert, das ist ihm einerlei. Nun berechne man das Maximum der Einnahme in einem guten Jahre. Es ist kägig. Der Armateur ist mit dem frei gelieferten ersten Tausend wohl immer bezahlt, im schlimmsten Falle verliert er 50 Franc an einem Mann. Und er scheut sich nicht, ihn mit 150 Franc Einnahme in sein Dorf zu schicken, alte Schulden damit zu bezahlen, neue darauf zu machen, hungrigen Mäulern Schüssel und Keller davon zu füllen, sich damit zu neuen Kräften zu verhelfen. Dafür hat er täglich sein Leben eingesetzt, täglich dem Tode ins Auge gesehen, acht geschlagene Monate lang, und dafür hat er entbehrt und gearbeitet wie ein Vieh. Es ist ein Hohn. Immer bleibt das erste Tausend für den Fischer unberechnet. Es trägt dem Armateur, je nach der Größe, 300 bis 800 Franc ein, wenn nicht noch mehr. Hat aber der Fischer nur 1000 Fische gefangen, so bekommt er nicht nur keine Gratifikation, sondern auch noch einen Abzug am Vorschuß von 50 Franc.

Nun muß man weiter bedenken, daß der Fang rein Glückssache sein kann, der Nichtfang rein Unglücksache. Es können Tage verloren gehen durch Nebel und Sturm, wodurch die „Doris“, die kleinen Kähne, abgetrieben werden vom Mutter Schiff und die zwei Mann, die zum Einholen der Angeln drin ausgefahren sind, unfähig im Meere treiben, Wind und Wellen preisgegeben, tätig nur, ihr nacktes Leben durch Anstrengungen und Geschicklichkeit zu retten. Dazu kommt weiter, daß die Doris ganz schmale Boote sind, die leicht umkippen, so daß bei plötzlich eintretendem Wellengang der ganze Fang über Bord geworfen werden muß, um das schwache Fahrzeug im Gleichgewicht und über Wasser zu halten.

Indirekt ist durch dieses Verhalten der Armateure den Fischern schuld an den schlechten Resultaten der Fänge in den letzten Jahren gewesen. Und doch ist schon durch die Art der Engagements vorgebeugt, daß schlechte Mannschaft auf ein Schiff kommt, denn es sind die jetzmaligen Kapitäne, die sich die Leute aussuchen und für ihren Dienst verpflichten. Die werden sich hüten, schlechte zu nehmen.

Und sie kennen alle, denn sie haben mit ihnen von der Piste auf gedient. Und sie partizipieren mit guten Prozentsätzen an dem Fang des von ihnen geführten Schiffes. Man muß den Optimismus der Fischer kennen. Sie rechnen immer auf den guten Fang trotz aller Erfahrungen, nie auf den schlechten. Sie gehen die Bedingungen ein, sie sind noch froh drum. Es ist ihr Optimismus und ihre Genügsamkeit, es ist ihre Weltfremdheit und eine gewisse Lebensangst. Sie haben Furcht, gar nicht engagiert zu werden. Sie jammerten schon im letzten Jahre: wenn die Armateure nur nicht die Ausrüstung ganz einstellen! Immer dachten sie an die Armateure. Sie haben doch die Kosten und das Risiko, sagten sie. Und sie wollen hinaus. Die weite See ruft sie.

Auf den näheren Heringsfang wollen sie nicht. Sie sind „Terre-neuviere“, Neufundlandfischer. Nur in der äußersten Not tun sie in der Winterzeit, wo sie doch ruhen sollten. Sie sind wie Kinder — sie nehmen das Gewisse auf sich in der Hoffnung auf das Ungewisse. Und dies Gewisse ist die Not. Sie sind Werkzeug in den Händen der Armateure. Sie sind Sklaven. Sie kennen ihren Wert und ihre Macht nicht. Sie haben des neuen Geistes keinen Hauch verspürt. Geduldig lassen sie sich ausnützen und abschlagen. Sie sind Opfer des Kapitalismus und schreiben ihr Unglück einzig den schlechten Zeiten zu. Und sie merken es nicht, daß die schlechten Zeiten nur dazu herhalten müssen, sie tiefer herabzudrücken, zu knechten und auszusaugen. Der Glaube geht ihnen dabei nicht verloren und der Pfaffe nährt ihr Gottvertrauen. Und sich dabei. In den Kapellen brennen die Kerzen für „glückliche Rettung“. Die Kerzen der Gelübde für — den wunderbaren Fischfang im folgenden Jahre.

Das Fischereiwesen der bretonischen Küste fordert seit Jahren und Jahren die Mildtätigkeit. Die Normandie wird bald auch für die Mildtätigkeit reif sein. Aber niemand werden die Armateure Not leiden. Und je größer die Fischernot ist, um so brutaler und rigorer werden sie von den Armen fordern. Was zählt ihnen Not, was Menschenleben! Verdienst ist ihnen alles. In einem wütenden Sturme sah ich ein Boot hinaussegeln, weil es der Armateur forderte. Der Schlepper konnte es kaum aus dem Hafen bringen. Das Tau riß einmal ab. Hagel und Wind schlugen gegen die Segel. Die Mannschaft des einen Bootes weigerte sich — die des anderen gehorchte. Die See sah fürchtbar aus — grau, hart. Und die Wellen sprangen wie Wölfe heran, gischend, zischend. Der Schlepper war kaum über die Getees hinaus, da packte der Wind das Boot. Und nun flog übers Wasser — scharf auf die Seite gelegt. Draußen flog wie ein fliegende Holländer nur fährt so. „Werden sie's paden?“ fragten Habicht hinter der Taube. Es war grauhaft und grandios. Der fliegende Holländer nur fährt so. „Werden Fries paden?“ fragten selbst die alten Seebären. Der Armateur stand am Quai und sah ihnen ruhig durchs Rohr nach. Sie habens gepadt, hab ich später erfahren. Der Armateur hatte seinen Gewinn. Aber welch ein Wagnis! Und dieses waren Heringsfischer, die nur auf vier oder sechs Wochen vom Lande jedesmal weg sind und vom Laufe der Welt und dem Geiste, der in ihr redet und laut wird, genügend Kunde haben können. Man denke erst die armen Terre-neuviere, die so viele Monate von allem Verlehr abgeschlossen sind. Man begreift, wie sie fühlen können, daß sie nur dafür da sind, zu schaffen und zu sterben — und daß das, was mit ihnen geschieht, so geschehen muß. Das ist der Lauf der Welt und ihre Ordnung — und das ist eben ihr Los. Damit trösten und fügen sie sich. Man möchte beinahe glauben, daß es wirklich so in der Ordnung und unabänderlich wäre, wenn man sie hört. Wie hoch der Einsatz, wie schön die Kräfte, wie stolz das Gefühl des Berufes, und wie mächtig das vereerbte Blut! Wie wäre das wert, gelohnt zu werden durch ein menschenwürdiges Dasein! Aber nur Hunger ist der Lohn. Wer wird hier helfen? Der Staat? Oder werden die Fischer selbst tun? Werden sie sich eines Tages nicht mehr ängstigen lassen — werden sie sich eines Tages von schönen Festen und kirchlichen und bürgerlichen Feiern, auf denen ihr Lob, ihre Selbstenhaftigkeit, ihr Mut, ihre Latrast in schönen, süßen Worten gesungen werden, nicht mehr berücken lassen? Man möchte da wirklich sagen — den Menschen schadet nichts so sehr, als die Begeisterung. Und doch, wie ginge es den armen Leuten, wenn sie auch die nicht mehr hätten! Es ist eine verkehrte Welt. Kraft wandelt sie in Schwäche und aus der Tugend macht sie Fehler. Wer hat, dem gibt sie, wer nichts hat, dem nimmt sie das Notdürftige. Und mit den Elementen und Kräften der Natur, mit Gut und Blut und Menschenleben spielt der Profit skrupellos va banque. Und das von Rechts wegen. — Wilhelm Holzamer.

### Kleines feuilleton.

kh. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Tibetexpedition. Die vielbesprochene britische Expedition nach Tibet unter Oberst Younghusband ist auch reich an wissenschaftlichen Ergebnissen gewesen, sie hat die Anschauungen über die Natur des Landes in vielen Punkten ändern müssen. Tibet ist durchaus nicht ein armes und unwirtliches Land. Der nördliche, von den meisten Forschern besuchte Teil ist zwar unangebaut und öde, aber wenigstens ein Drittel der Gesamtoberfläche Tibets ist angebaut und mit schönen Marktflecken und Wohnstätten besetzt. Abgesehen von den Wästen des Nordens ist Tibet wahrscheinlich ebenso reich wie Kaschmir und Nepal. Die Täler von Ghangtsé, Schigatse, Lhasa, das Brahma-

putratat, die alle 6 bis 8 Kilometer breit sind, sind bewässert und bearbeitet. Die Expedition brach im Juni 1905 von Dardschiling auf und kam in Sikkim durch wunderbare tropische Wälder. Im Schattig der gewaltigen Bäume dieses Waldes erheben die baumartig wachsenden Farnkräuter eine Höhe von 12 bis 15 Meter. Man hat über 600 verschiedene schöne Orchideenarten, 20 Rhododendren- und 17 Schmetterlingsarten auf einen Raum von 200 Meter katalogisiert. Das Bild ändert sich aber sofort nach Ueberschreitung des Kugra-Lamapasses; kein Baum ist hier mehr sichtbar, eine Pflanze von einem Fuß Höhe kann als Wertwürdigkeit gelten. In Khamba-Jong, gegenüber der Himalajafette, hat die Expedition interessante geologische Studien angestellt. An einer Austerbank, die an einem Abhang des Mount Everest gefunden wurde, kann man das Alter der Berge dieses Teils Tibets feststellen. Sie scheinen zwei oder drei Millionen Jahre alt zu sein, die Hauptachse des Systems scheint sehr jungen Ursprungs, höchstens einige hunderttausend Jahre alt zu sein. Tibet war sicher in dieser verhältnismäßig nicht weit zurückliegenden Zeit von einem Ozean bedeckt, der den Fuß der Kette bespülte. Witten in tibetanischen Winter ist Younghusband durch Dieb Jelay gekommen und in das Lumbital hinabgestiegen; hier hat er fremdliche Dörfer, besaute Felder und eine friedliche Bevölkerung gefunden, die nicht dem in Tibet herrschenden Völkertum angehört. Das Tal wird übrigens nicht als zu Tibet gehörig gerechnet. Nachdem die Mission den Jangla bei 15200 Fuß Höhe überschritten hatte, befand sie sich auf dem tibetanischen Hochland, und ließ die großen zerklüfteten Pies des Schumalhari hinter sich. Das Thermometer stand auf — 25 oder 28 Grad, eine Temperatur, die in dieser Höhe schwer erträglich ist, um so mehr, als die Atmung mühsam ist und die geringste Anstrengung alle, besonders die Europäer, erschöpft. Die Mission überschreitet die Hauptachse des Himalaja zwischen Tibet und Whotan und gelangt im April 1904 in das Tal von Gjangtsé, das von Bewässerungskanal durchzogen ist, die am Ufer mit Pappeln, Weiden, und Schwertlilien bestanden sind. Die Kälte hat aufgehört, aber von Gjangtsé bis Lhasa litt die Expedition unter strömenden Regenfällen. Bis zum September sind Regenfälle häufig, und die Flüsse und Bergbäche dieser Gegend bekommen bedeutende Wassermengen, etwa 20—30 Zoll, die dem Brahmaputra zugeführt werden. Nach der Ueberschreitung des Karopasses, 16000 Fuß, konnte die Expedition den wenig bekannten Palta-See studieren, der durch wunderbare Farben ausgezeichnet ist. Das ist auch eine Folge des klaren tibetanischen Himmels, neben dessen Durchsichtigkeit der Himmel Italiens oder Griechenlands blaß erscheinen würde. In einer Föhre wurde dann das 4—5 Kilometer breite Brahmaputra-Tal überschritten, dessen Flußbett nur 200 Meter breit ist, nachdem sich der Brahmaputra in zahlreiche Arme geteilt hat. Das Tal ist ebenso reich wie das Gjangtsé-Tal; hier giebt es Getreide, Obstbäume, Klöster und Gerrenige. Am 2. August bemerkte man die vergoldeten Dächer des Potala- oder Lhasa-Klosters, des Wohnsitzes des Dalai-Lama, ein massives, gewaltiges Denkmal in schönem Mauerwerk, das wie eine Akropolis auf felsiger Anhöhe die ziemlich nüchterne Stadt mit den schmutzigen Strahlen beherrscht. In einem Kloster Lhasas allein wohnen 10000 Mönche; sie sind meist habgierig und durchaus nicht tugendhaft. Die Tempel und Klöster sind solide und gut gebaut. Bei der Rückkehr waren die Hauptleute Rawling, Ryder, Wood und Leutnant Bayley mit der Erforschung des Landes bis Gartok im westlichen Tibet beauftragt. Sie haben über 10000 Quadratkilometer des Landes erkundet, den Brahmaputra von Schigatse bis zu seiner Quelle verfolgt, den Manassarowar und die Seen in seiner Nähe besucht, die Quellen des Indus und Saltschich ausfindig gemacht und die Gewißheit erlangt, daß hinter dem Himalaja kein Berg liegt, der höher als der Mount Everest ist. Diese Expedition überschritt einen Paß von 18400 Fuß und litt unter Temperaturen von —30 Grad. —

### Literarisches.

e. k. Egon Hugo Strasburger: „Kinderlieder für das Volk“ (Verlag: Mannheimer Altienbruderei N. G. Mannheim). Pädagogen behaupten's und die meisten Eltern sprechen es nach: die Vorstellungswelt der Kinder bleibe immer die gleiche, wie auch die Entwicklung der Menschheit äußerlich fortschreitet mag. Demnach bestände zwischen Proletariatskindern und Erbschlingen des wohlhabenden Bürgertums hinsichtlich ihrer Anschauungen, Wünsche und Begehr kein wesentlicher Unterschied. Es ist richtig: die Seele des Kindes hängt an Wunderbaren, Uebersinnlichen; es träumt sich als Prinz oder Prinzessin; die Erscheinungen der Natur sind ihm unfaßbar, es deutet sie sich auf eigene Weise. Und ähnlich ist's mit seinen Wünschen, wo es sich um konkrete Dinge handelt: Der Junge bevorzugt Schaukelpferd, Baulästen, Flinte, Säbel — sein Naturell geht auf Aktion aus. Das Mädchen wünscht sich Puppen, Biegen, Stübchen mit Möbelkram — ein Merkmal des psychischen Erlebens, des anders gearteten Geschlechts. Gut, dagegen läßt sich nichts einwenden. Und auch das sei zugegeben, daß, so lange die Kinder von Arbeitern, deren Eltern Sozialdemokraten sind, mit den Kindern des Bürgerstandes eine gemeinsame Schule besuchen, die gleiche Unterweisung empfangen, mit jenen in engerer Berührung bleiben; daß sie solange wenigstens auch im gleichen Anschauungskreise verbleiben. Erst später beginnt die geistige Scheidung; mit dem Unterschiede freilich, daß sie sich im Gemüte und Verstande der proletarischen Jugend rasch und konsequent vollzieht. Daß bei weiter fort

schreitender Sozialisierung der Menschheit schließlich auch ein Umwandlungsprozess im Kindergemüt vor sich gehen werde, ist sehr wahrscheinlich. Vorläufig dürfte davon erst nach Generationen eine Veränderung zu verspüren sein. Man wird sich also auch noch mit der Tatsache abfinden müssen, daß die Dichter von Liedern für Kinder immer die gleichen Stoffgebiete kultivieren — umschadet neuer Nuancen, die etwa dem modernen Geist und Empfinden Rechnung tragen. Auch die vorgenannte Sammlung spricht hierfür. Was die „Massiler“ auf dem Gebiete der Poesie für Kinder längst bevorzugt haben, das bringen auch die Kinderliederdichter unserer Tage. Der Mannheimer Egon Straßburger macht keine Ausnahme. Ein einziges Mal allerdings durchbricht er den altbewährten Stoffkreis: das Tanzgedicht „Auf dem Hofe“ ist ein spezifisch berlinisches Stück — also „Großstadtluft“. Vielleicht baut er weiter in solcher Richtung. Vielleicht hält er auch einmal Umschau im Kreise der Arbeiterkinder — ob in deren Seelen nicht doch schon eine neue Weise anflingt, die in die Zukunft steuert? Von rein dichterischem Standpunkt gesehen, ist Straßburger jedenfalls eine erfreuliche Erscheinung. Er hat einen sicheren Blick für das, was das Herz der Kleinen bewegt. Kindliche Einfalt, gemütvollste unbekümmerte Fröhlichkeit: die hat er und kann sie von sich geben. Mißgriffe im sprachlichen Ausdruck, d. h. so, daß dieser etwas papieren und gezwungen erscheint, oder barocke Abschüßel und skizzenhafte Linienführung finden sich glücklicherweise nur selten. Mit jeder Gabe wird man kaum einverstanden sein, ebensowenig in jedem Gedichtchen eine unübertreffliche Leistung sehen. Wenn man aber im Auge behält, daß es doch nicht gar — wie es den Anschein erweckt — so leicht ist, muftergiltige Kinderliederchen zu schreiben, dann rangiert Straßburgers Wüchlein ziemlich hoch unter den literarischen Erzeugnissen dieser Art. Es darf also gern empfohlen werden. Die von Hellmuth Eichrod t beigezeichneten Wüchlein passen sich dem Kinderstuhle trefflich an; und der spottbillige Preis des Wüchleins (20 Pf.) wird diesem leicht überall Eingang verschaffen. —

### Theater.

**Freie Volksschule.** Im alten Karl Weiß-Theater gab die Freie Volksschule den alten „Amphitryon“ von Molière. Er hat sich jung erhalten und wirkt immer noch. Man genießt zu einem Molière nachdenklichen Sinnes. Wie viele Fäden sind hier angeknüpft, die zu dauernden Lebensgültigkeiten gehen. Wie viele Fäden sind hier ineinander gewoben, in die Erfahrungen und Wahrheiten geknüpft sind. Alles ist auf das Allgemeine zu beziehen — daher die Jugend trotz des Alters —, und doch scheint alles nur auf das Einzelne und Besondere gerichtet. Nichts geht einseitig auf den Sinn, nichts einseitig auf die Handlung. Die Durchbringung ist vollendet. Man spürt eben den Dichter, den graziosen Spötter, den feinen Belächler und den verborgenen Traurigen.

Zwei Momente machen es uns leicht, uns in die Götterwelt des „Amphitryon“ und seine „Vergangenheit“ zu versetzen: einmal, daß wir von vornherein wissen, daß dies alles nur Komödie ist. (Es ist der Ton, der die Musik macht, und diesen Ton schlägt fest und sicher die Einleitung an.) Dann: Spiel und Widerspiel des echten und falschen Amphitryon erhalten, aus ihrer „höheren“ Sphäre befreit, ihre deutliche Vermenschlichung in den Dienern, und in ihnen zugleich in einem ausgeprägteren Komödien-Sinn und -Geist. Wie wir die Götter von den Menschen aus genießen, und das ist hier ja der springende Punkt für die Komödie, so genießen wir die Herren in einer sichtbar breiten Darstellung von den Dienern aus. Eine Respektlosigkeit, die Spott wird. Ein göttlicher Spott, der jede erhabene Pose und Stellung beseitigt. Kein Gott ist Gott vor einem Komödiendichter. Und doch steckt hier — in dem betrogenen Gatten und dem eifersüchtigen, im letzten Grunde unbefriedigten Gotte — ein tragischer Gehalt. Molière ist nie ohne Tragikomödie. Der germanische Geist unterstreicht das immer und hebt das Tragische unwillkürlich stärker heraus. Die romanische Leichtigkeit und Grazie steigert die lustige Wirkung damit. Molière war selbst Komödiant und vergaß das nie. Er arbeitet bewußt, gerade für das Spiel bewußt, auf den Gegensatz des Schweren zum Leichten, des Ernstes zum Heiteren hin. Er sieht das Komische so scharfer, und verdeutlicht es so scharfer. Er sieht das Komische auf die Situation hin. Geld und Gott in menschlicher Unzulänglichkeit nicht nur dem inneren Sinne nach, sondern auch der äußeren Erscheinung nach. Es steckt in der Komödie als Dichtung noch eine, die neben ihr herläuft, die ich die Komödie des Spielens nennen möchte. Eine Komödie, die sich rein technisch erledigt. Ihre Schwierigkeit liegt in den „hohen“ Rollen. In Jupiter, in Amphitryon, in Alkmena. Sie liegt hier ganz und gar wieder in dem Ton, der die Musik macht. In einer ganz feinen und feinstbegrenzten Respektlosigkeit, gegen sich selbst, die sich etwas von der eigenen Wichtigkeit abzieht und nur feiner dadurch pointiert. (Uns zugleich den Weg in diese entferntere Welt erleichternd.) Und die doch, wie es das Genie Molières fertig gebracht hat, die tragischen Akzente nicht fallen läßt — und, wie es französische Schauspielere können, sie zu stärkerer Wirkung steigert. Hier ist der Punkt, wo deutsche Molière-Aufführungen zu scheitern pflegen. Hier wird fast immer etwas vom Geiste Molières verjämmt. Die Leichtigkeit reicht nicht ganz an Molière heran, sie endigt bei — Fulda. Hier

stehen sich zwei Welten gegenüber. Es wäre ungerecht, das Einzelne und den Einzelnen es entgelten zu lassen. Und doch darf man seine Reserve nicht verschweigen, um dann völlig loben zu können. Die Aufführung war gut. Die unbankbaren „hohen“ Rollen waren durch Geisenbörfner, Hartberg und Claire Klein entsprechend vertreten. Leichtler und denkbarer sind die Rollen der Diener. Giampietro war ein sehr guter, mit verkündigter Derbheit und Ungeniertheit angefaßter Sofias. Paul Astonas, der als Merkur den falschen Sofias darzustellen hatte, spielte ihn vielleicht ein wenig zu scharf auf das Spitze hinaus, aber er spielte sehr gut. Dem Molièreschen Geiste entsprechend, vortrefflich in Ton und Sprechweise besonders, war Meta Jäger. Der geistreich spielende Einakter „Die Frage an das Schicksal“ war durch Alexander Lebius, Hans Stauffen und Meta Jäger gut besetzt. Er erledigte sich flott. —

### Medizinisches.

**hr. Das „Wegbleiben“ der Kinder.** Welche Mutter ist nicht schon in Todesangst versetzt worden, wenn ihr Kind mitten im heftigsten Schreien und Toben plötzlich „wegbleibt“. Das Kind liegt hier mit zurückgebogenem Kopfe und dunkelrotem oder bläulichen Gesichte, stodem Atem und starren Weinen da, und jeden Augenblick glaubt die Mutter, daß es nun mit ihm zu Ende gehe. Man trifft dieses aufregende Vorkommnis bei sonst gesunden Kindern jenseits des ersten Lebensjahres an. Glücklicherweise dauert dieser Zustand des plötzlichen Atemstillstandes und Bewußtseinsverlustes nur wenige Sekunden und geht dann ohne Folgen vorüber. Todesfälle sind niemals dabei beobachtet worden. Gar oft wird dieses „Wegbleiben“ der Kinder mit dem gefährlichen Stimmritzenkrampf verwechselt, es hat aber mit diesem nichts zu tun. Denn, wenn die Anfälle sich auch einander ähneln, so ist doch der charakteristische Unterschied der, daß das „Wegbleiben“ immer nur bei schreienden Kindern auftritt, der Stimmritzenkrampf bei ruhigen Kindern, letzterer kommt wie ein Blitz aus heiterem Himmel, dauert auch viel länger, oft eine Minute lang, nach dem Anfall ist das Kind matt und elend, beim „Wegbleiben“ dagegen wieder munter. Nach Professor Henoch ist das „Wegbleiben“ so zu erklären, daß das Uebermaß des Schreiens, verbunden mit der leidenschaftlichen Erregung, einen Krampf gewisser Atemmuskeln erzeugt, ähnlich den anderen Krämpfen, die durch Ueberanstrengung der betreffenden Muskeln entstehen, wie der Schreibkrampf. —

### Notizen.

— Hermann Bahr wollte, für Leben gern, Theaterreferent der „Neuen freien Presse“ werden. Das gelang ihm nicht. Dafür hat ihm das Schicksal jetzt einen anderen Lieblingswunsch erfüllt: Er wurde etwas Großes an einem Theater: Oberregisseur des Igl. Hoftheaters in München. Am 1. August 1906 tritt er seine Stellung an. Einem Anfrager hat er erklärt, er wolle in München ein Burgtheater machen, ein neues, nach seiner Auffassung. —

— Gerhart Hauptmann hat ein neues Stück, ein „Glas-Hüttenmärchen in vier Akten“, vollendet. Der Titel steht noch nicht fest. In der zweiten Hälfte des Jahres wird das Prosastück im Lessing-Theater zur Aufführung gelangen. —

— Im Deutschen Theater gehen nächsten an einem Abend in Szene: „Florentinische Nächte“ von Oskar Wilde; „Der heilige Brunnen“ von J. M. Synge; zum Schluß Courtelines Einakter „Der Herr Polizeikommissar“. —

— Deherleins Drama „Der Großknecht“ konnte es auch in Frankfurt a. M. zu keinem Erfolg bringen. —

— Erfolg hatten bei der Uraufführung die Opern: „Zenobia“ von Louis Adolphe Coerns im Bremer Stadttheater, „Messalina“ von Jsidoro de Lara in Köln. —

— „Flugblätter für künstlerische Kultur“ erscheinen von Neujahr ab im Verlage von Greder u. Schröder in Stuttgart. In jedem Heft wird nur ein Stoff behandelt. Den Schmuß der Hefte besorgt Peter Dehrens. —

— Die Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen und die preussische Akademie der Wissenschaften in Berlin haben sich vereinigt, einen Katalog der Handschriften der griechischen und lateinischen Mediziner anzufertigen, um auf Grund dieses Materials der Internationalen Association der Akademien den Plan zu unterbreiten, eine vollständige wissenschaftliche Ausgabe aller Werke der antiken Aerzte in gemeinsamer Arbeit herzustellen. Hierüber wird in der Wiener Generalversammlung Pfingsten 1907 Beschluß gefaßt werden. —

— Dem Pariser Chemiker George Claude soll es gelingen sein, die Scheidung des Sauerstoffs und Stickstoffs der flüssig gemachten Luft im großen und auf billige Weise zu bewerkstelligen. —